

Von A. Eschschmidt.

Die Kunstfertigkeiten der auf niedriger Kulturstufe stehenden Völker haben die Aufmerksamkeit der gesammten Kulturgeschichte eine hohe Bedeutung, insofern sie ein lebendes Bild abgeben von den ersten künstlerischen Regungen der Menschheit.

Kein Volk ist gänzlich ohne Kunst, wenn auch die künstlerischen Versuche eine noch so geringe Stufe zur Schau tragen. Die ersten Kunstprodukte beschränken sich bei fast allen Völkern zuerst auf eine schillernde Wiedergabe der Ereignisse des täglichen Lebens. Das verzierte Ornament, mit welchem der Mensch seine Waffen, Geräte und Kleider zierlich verschönerung verleiht, tritt erst als spätere Form des Kunsttriebes auf.

Auch die Völker des hohen Nordens haben Proben solcher Kunstfertigkeit aufzuweisen, wenngleich ihre Produkte mit denen der ditavalischen Menschen verglichen, an Charakteristik der Wiedergabe zurücktreten.

Bestehende Abbildungen wurden nach einem Knochenstab gezeichnet, welcher von einem Walfänger, der 10 Jahre lang von San Francisco aus in den arktischen Gewässern dem Wal- und Robbenfang oblag unter ca. 69 Grad nördl. Breite zwischen Cape Lisburne und Cape Hope erworben wurden. Während die eigentlichen Idyllen in Zelt-Hütten wohnen, verbringen die Eskimos des amerikanischen Archipels den Winter in Schneehütten, den Sommer dagegen ebenfalls in Zelten. Der abgebildete Gegenstand ist ein Knochenstab, welcher auf beiden Seiten eingeschnittene und geschwungene Zeichnungen trägt. Die Zeichnungen der gewöhnlichen Fläche weisen einen gewissen Humor in der Darstellung auf. Deutlich ist der Bau der Winterhütte, sowie der Typus der Renthiere wiedergegeben. Die den Schritten lebenden Hunde, dessen beide Jassen, sowie das von dem Eingange der Hütte befindliche seehundartige Gefäß mit einem Gefäß in der Hand haben Menschenköpfe erhalten. Interessant sind die in lebhafter Handlung befindlichen beiden Menschenfiguren rechts vom Schiffe. Auf der ausgehöhlten Fläche des Knochenstabes finden sich außer der Wiedergabe

Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 27. Oct. 1899.

Jahrgang 20. No. 8.

aus der Zeit Constantins mit einem Kolossalopfer des Marcus Aurelius aus weißem Marmor. Auf der Südseite der Wohnung war eine Eiserne in vier Abtheilungen, wahrscheinlich gespeist aus den großen öffentlichen Reservoirs von Vordj-Djebid. In der nördlichen Abtheilung derselben ein betoniertes Bassin mit kleinem Wasserfall, der auf einen mit Fischen geschmückten Mosaitstein fällt. Ein zweites weniger bedeutendes Mosait zeigt eine Jagd auf



Figur 1: Botivier.

wilde Thiere. Trophäen dieser Art haben Mosaiten aus christlicher Zeit (4. Jahrhundert) stammen, zeigen sie in ihrer Darstellung doch noch durchaus heidnisches Gepräge.

Nachdem die Mosaiten abgenommen waren, sah man, daß sie ein älteres, vollständig verschüttetes Gebäude überbargen. Die Ausgrabung förderte einen engen Gang mit Treppentritten zu Tage, der in einen großen Saal führt, in dem sich allerhand Trümmer

später ausgekratzt, wahrscheinlich, weil der Heide betreten wurde. Weiter lag am Fuße der Weibinschrift der Kopf eines marmornen Botiviers (vgl. Fig. 1) und eine Reihe von mit einem Bronzestiele durchzogenen Ringeln und Bällen, wie man sie früher schon gefunden hatte und die nicht türkische Kanonenkugeln des 16. Jahrhunderts oder tartarische Schervertugeln sind, wie man einst meinte, sondern ebenfalls religiösen Zwecken dienten.

Ganz im entlegenen Winkel des Vestibüls brachte man noch Prachtstücke zum Vorschein: vier fast unverfälschte Statuen, wovon drei 1 Meter hohe sicherlich eine Gruppe bildeten. Die römische Ceres africana (Fig. 2), die Stellvertreterin der phönizischen Tarit in Begleitung des schlanken Ganephoros und einer jungen in durchsichtige Schleier gehüllten Frau ist in Repliken der hellenistischen Zeit von ausgezeichneter Feinheit; sie sind mit raffiniertem Kunst aus einem sehr feinfornigen, gelbgetönten Marmor gemeißelt; leichte Pinselfrische lassen distret die charakteristischen Züge der Skulptur hervortreten. Der gute Zustand, in dem sich diese Bildsäulen befinden, kontrastirt selbst mit dem jammervollen Anblick der in den letzten Schuttgräben gefundenen verfallenen Marmorstatuen. Sie sind absichtlich im entlegenen Winkel des Heides versteckt worden, der dann, wahrscheinlich im Augenblicke der endgültigen Niederlage des Heidenthums nach Julians Tode, von den letzten Gläubigen in der Hoffnung auf bessere Zeiten sorgfältig zugedehnt, vermauert und mit einem Mosait bedeckt wurde, das zugleich seinen Eingang sperrte und sein Dasein verhehlte. Und als man unter dem Gewölbe verstreut nachgrub, fand man noch sehr alte punische Gräber aus dem 6. Jahrhundert vordchristlicher Zeit.

Gaudier deckte im Laufe seiner Ausgrabungen eine weitere erhebliche Zahl von Gräbern auf. Wie im allgemeinen beobachtet wird und was auch durchaus naturgemäß, fand man die ältesten Gräber in unmittelbarer Nähe des ursprünglichen Karthago und je weiter man sich davon entfernte, um so jünger erschienen sich die Grabstätten. Die ältesten Gräber sind einfach im Sande angelegt, nur die dunklere Erde der Erde, mit der man sie nachträglich wieder füllte, läßt sie erkennen. Einige ärmliche Gegenstände, ein Bronzering, eine als Amulette dienende Figur, einige Halsperlen sind dem Verstorbenen mit ins Grab gegeben. In etwas jüngerer Zeit sind die Grabstätten mit einer einfachen Steinplatte zugedeckt. Um sie gruppieren sich Werthgegenstände, silberner und goldener Schmuck, Ohrgehänge und wertvolle Steine.

Die jüngste Entdeckung war eine große sorgfältig ausgeführte Grabkammer, darin ein Leibarbeiter, mit den herrlichsten Schmuckstücken angethan und von seinen Vasen umgeben. Ein außerordentlich reich ausgestattetes Grab, dessen Schwäbe einzig in seiner Art sind, dürfte einer Priesterin angehören. Aus dem Inhalt des Grabes zu schließen, gehört dieses Grab, obgleich so reich ausgestattet, wohl noch ganz und gar dem phönizischen Karthago an, das noch nicht den griechisch-italienischen Einflüssen unterlag.

Ein Glodengeläut mit Druckluftbetrieb.

Ein solches findet sich in der St. Petri's Kathedrale zu New York. In dem Thurm dieser Kathedrale sind 19 Gloden in bekannter Weise angeordnet, deren Bethätigung derart erfolgt, daß ein Kolben in einem horizontalen unter den Gloden vorgeesehenen Cylinders durch Druckluft den Kolpel mittelst einer Seilverbindung nach einer Seite bewegt und ihn zum Anschlage bringt, während er durch sein Gewicht die Rückwärtsbewegung macht und dabei den Kolben mitzieht. In Gang gesetzt wird die neue „Lüftungsmaschine“ durch Öffnung eines Ventils mittelst einer elektrischen Ausladung vom Fuß des Thurmes aus, während die Inangaltung durch eine selbstthätige Steuerung erfolgt.

Neuer Tauchapparat gewünscht.

Die Erfindung eines Tauchapparates, der es den Tauchern ermöglicht, ohne Gefahr auf den Meeresgrund zu tauchen, der nur um ein Geringes tiefer ist, als die Meeresoberfläche, in denen gegenwärtig die Perlenfischerei betrieben wird, würde große Regionen unberührter Muschelfelder offen legen und diese bedeutende Industrie zu ungeheurem Aufschwunge und dem Erfinder einen unschätzbaren Verdienst bringen. Die Perlenfischerei kann sich der unzureichenden Tauchtaugnisse wegen nur langsam entwickeln und ist somit hier ein deutlicher Hinweis für

eine lohnende und interessante Erfindung gegeben. Der Ertrag der Perlenfischerei, welche auf Koebud Bay an der Nordwestküste von Westaustralien ihren Hauptsitz hat, stellte sich im Jahre 1898 für die aus Broome ausgeführten Muscheln auf \$25,000 und \$50,000 für Perlen. Diese Summen könnten durch einen verbesserten Tauchapparat vervielfacht werden.

Eine nahezu „unbekannte Pflanze“ nennt Dr. Eduard Hahn die Kartoffel. Das gehört auch gerade noch in die wunderliche Geschichte der Kartoffel hinein, von der man ja weiß, daß Friedrich der Zweite die Bauern zwingen mußte, sie anzupflanzen. In Vommern baute man sie Jahrzehnte hindurch, weil man mußte, aber benutzte sie nicht; selbst die Schweine weigerten sich, sie zu fressen. Auch heute noch kennt man sie a. B. nicht so gut wie die Orkiden, von denen mehr als 2000 Arten kultiviert werden. Man hat die Kartoffel namentlich noch nicht in ihrer Heimath, in Peru und Bolivia, erforscht, wo es wahrscheinlich Sorten gibt, die nicht so schnell entarten, wie die unferen. Der größte Mangel unserer Kartoffel ist ihre geringe Haltbarkeit. Aber die Indianer von Peru und Bolivien wissen seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden die Stärke ihrer Knollenpflanzen zu konservieren, und ihr Mittel dürfte einfach und brauchbar sein. Man machte daher den Vorschlag, daß eine kleine Expedition nach den genannten Ländern geschickt werden möchte, um die dortigen Knollenpflanzen, besonders die Kartoffelarten, ihre Anbaumethoden und namentlich die hochinteressanten Stärkeparate an Ort und Stelle zu untersuchen.

Wüdel hat Geld.

Eine Alltagsgeschichte von Ernst Schmidt.

Wenn man die alte Dörte jahraus jahrein so still und geschäftig hinter dem kleinen Fensterlein die Nadel führen sieht, wenn man im Vorübergehen vielleicht einmal einen genaueren Blick auf diesen grauen Scheitel und auf das freundliche Gesicht darunter wirft, so möchte man just meinen, Dörtes Leben sei so still und gleichmäßig dahingeflossen wie ein klares Quellwasser.

Ihre Nachbarn wissen auch wirklich nichts von ihr zu erzählen und 'ennen sie doch schon so viele Jahre. Sie ist nie über die Kreisstadt hinausgegangen und was sonst im Dorfe passiert ist seit Dörtes Zeit, ja, das ist des Erzählens kaum werth. Was sollten die Menschen hier auch besonders erleben haben?

Im Dorfe sieht's heute noch so aus als vor fünfundsiebenzig Jahren, nur daß der Herr Amtmann heute anders heißt als der von damals, und daß damals der alte Christian seinen Wohlbaute und heute der junge. Nun und was sonst noch dergleichen Unterschiede sind. Und inmitten dieser Welt hatte Dörte gelebt von Kindheit an. Die Nachbarn hatten ganz Recht, Dörte hatte wirklich nichts Außergewöhnliches erlebt.

Doch wenn ihr Dörte näher kennen lernen wollte, dann muß ich weit zurückgreifen, so ungefähr an die fünfundsiebenzig Jahre. Damals war Dörte ein blutjunges Ding, wohl die hübscheste im Dorfe und wenn man in das rofige, jugendheitere Gesicht blickte und dazu das schelmisch-lebensfrohe Lachen hörte, wahrhaftig, dann mußte man Dörte in sein Herz schließen, auch wenn man über den gefährlichsten Jahrgang schon längst hinaus war.

Der Frühling war in's Land getommen und wieder hatte sich die Dörte vor Dörtes Fenster in der knopfen Hede eingemischt. Und es war ein Weibchen und Werden ringsumher in der Natur, ein hoffnungsvolles Keimen und Erwaachen, nun, wie es eben im Frühling ist. Und Dörte war ein junges Ding, eine Frühlingstropfen, und wie draußen in der Natur, so war auch in ihrem Herzen ein junges Leben erwacht, ein Blühen und Werden und Keimen und Hoffen, wie es ja wohl ein jeder Mensch einmal erlebt hat, wenn es Frühling war.

Dem Heinrich hat es gegonnt, es Schmides Sohn. Still und heimlich war diese Liebe gewesen, zum Herbst erst sollten es die Eltern erfahren, hatte Heinrich gesagt. Doch wie das manchmal so zugeht, es war schon früher herausgetommen und dann war es plötzlich Herbst geworden, nicht draußen in der Natur, aber in Dörtes Herzen.

meine damals, vor fünfundsiebenzig Jahren.

Die Drossel war eine Kennerin des Gesanges, sie drehte neugierig den Kopf zur Seite, als sie die ersten Takte hörte und horchte, was Dörte sang:

„Mein Schatz ist ein gar lustig Blut Und leicht ist ihm der Sinn, Doch ist er mir von Herzen gut Und nimmt mich wie ich bin. Sollt ich ihm da mein Herz entziehn? Von ganzer Seele lieb' ich ihn, Sein denkt' ich spät und früh.“

„Trübsüßlich, trübsüßlich,“ spottete die Drossel aus der Hede, aber Dörte hörte es nicht.

„Mein Schatz gab mir ein Köselein, So blühend und so roth, Der Liebe sollt' ein Zeichen sein In Schicksals Glück und Noth. So wie das Köselein jung und rein, Mein Herz in treuer Liebe allein Für ihn, für ihn nur blüht. Mein' And're je sein Herz freit, Mein ist er, einzig mein, Drum will ich auch in Freud' und Leid Ihm treu zu eigen sein.“

Es lebt sich ohn' Gut und Geld So glücklich auf der schönen Welt, In Lieb', mein Herz, erglüh.“

„Trübsüßlich, trübsüßlich!“ Also antwortete der Spottvogel, die Drossel, aber Dörte hatte es wieder nicht gehört. In stillen Sinnen versunken, schaute sie vor sich hin und dachte — und dachte —

Zur selben Stunde aber hat es drüben in der Schmiede eine erregte Aussprache gegeben. Mitten in der niedrigen Wohnstube stand der Heinrich und brühte mit finsterner Gesicht vor sich hin. Und am Fenster stand der Alte, der Schmied, und seine Augen stierten auch nicht gerade freundlich auf den Sohn. Und atollend tönte die Worte des Vaters zu Heinrich herüber: „Ich pfeif' auf solche Dummheiten, davon kann kein Mensch leben. Sie hat nichts und Du hast nichts, das wären mir schöne Aussichten. Da hab' ich noch ein Wort zu reden. Aus der Geschichte wird nichts, versteht Du mich, Heinrich?“

„Ich habe ihr aber mein Versprechen gegeben, Vater.“

„Das grüne Ding wird sich wohl noch darüber hinwegsetzen und von Dir hätte ich solche Thorheit überhaupt nicht erwartet.“

Dann war es für einen Augenblick still geworden, aber plötzlich hatte sich der Alte mit einem Aue herumgedreht und hatte mit der Faust auf den Tisch geschlagen, als hätte er seinen Amkos vor sich.

„Es wird nichts d'raus und dabei bleibt's.“

Dann war er hinausgegangen und hatte draußen in der Schmiede auf das glühende Eisen gehämmert, daß die Funken nur so flogen.

Und drinnen in der Stube war die Schmiedefrau mit Heinrich allein.

„Der Vater hat ganz Recht, Heinrich, das ist keine Partie für Dich. Ich sieh' Dir Körner's Lene an, das Wüdel guckt sich die Augen nach Dir aus. Und wir haben schon darüber gesprochen, Körner's haben nichts dagegen. Und gar so häßlich ist doch die Lene auch nicht. Junge, Junge, sei nicht dumm, 's Wüdel hat Geld.“

Und Heinrich? — Nun, der Junge war nicht dumm, er war ja der Schmiedesohn. — 's Wüdel hat Geld,“ so tönte es ihm in den Ohren, wenn auch das Herz nichts davon wissen wollte.

„'s Wüdel hat Geld.“ — Trübsüßlich.

Und Dörte? — Ja, die hat's still auf sich genommen, zu keinem Menschen hat sie je über die Geschichte gesprochen. — Es war Herbst geworden. Auch draußen.

Eines Tages ging es denn laut her auf der Gasse, Hochzeit war im Dorf. Und dann nach Jahr und Tag erzählte es sich die Leute im Dorfe: Die Weiden konnten sich nicht vertragen, der Gemüth und seine Frau, Körner's Lene. Bei offenen Fenstern hatten es die Leute mit angehört, wie einmal die Frau geschrien hatte: „Mein Geld ist es, alles mein, Du hast ja nichts gehabt.“

Und das war nicht das einzige Mal, daß sich die Weiden zankten. „Das war ja vorauszusehen,“ meinten die Leute, „es taugt nichts, wenn Einer alles mit bringt und der Andere gar nichts.“ Am klügsten waren jetzt Diejenigen, welche Körner's Lene gar zu gern als Schwiegertochter in's Haus geführt hätten.

Um Dörte haben sich die Leute weniger gekümmert, sie hat ihnen keine Gelegenheit dazu gegeben.

Und dann war Jahr und Tag vergangen und so etwas verging sich ja mit der Zeit. Schließlich passiert ja auch im Dorfe wieder etwas Neues, worüber sich die Leute unterhalten können.

Wenn hin und wieder einmal von Dörte die Rede ist, dann heißt es: „Sie

ist fügen geliebt.“ Und darin haben ja die Leute schließlich Recht. Ueberhaupt wissen ja nur Wenige noch von der Geschichte von damals, das ist lange her.

In den ersten Jahren sind zwar noch ein paar Freier gekommen, Dörte war ja jung und hübsch, aber sie hatte kein Glück.

Dörte ist eine von jenen seltenen Naturen, bei denen fest und unvergänglich für das Leben wurzelt, was einmal das Herz im Zauchern oder Weh ergriffen lieh, eine von den Wenigen, welche ein ehrlich oder treuliches Wort nicht vergessen.

Darüber ist sie alt geworden. Und sie, von der man sagt, sie sei fügen geliebt, kennt die Ehe besser als manch einer von den Leuten, die schon lange Jahre verheiratet sind. Sie sieht ja, wie es um sie her zugeht und Dörte sieht nicht nur mit den Augen.

Dörte hat in all den langen Jahren so mancherlei gesehen. Sie weiß, die Ehe an sich thut's nicht. Da haben sich zwei Menschen, die in seliger Liebe zu einander reigten und sich doch nie im Leben heirathen konnten, in einem einzigen Augenblicke vielleicht mehr gesagt, als zwei Andere, die in aller feierlicheren Ehrbarkeit ihre silberne Hochzeit feiern, sich in all den Jahren sagen konnten.

Und dann das Geld! Mit der Zeit hat auch Dörte eingesehen, daß daran schon mehr auf der Welt zu Grunde gegangen ist, als so ein bißchen Dorfschick.

Dörte hat die Welt verstehen gelernt und sieht mit ihrem lieben freundlichen Gesicht auf das Treiben da draußen und wie sich alles dreht und jaot um's Geld, um's Geld.

„Trübsüßlich!“ Die Drossel hatte Recht.

An schmückung der Siegesallee in Berlin.

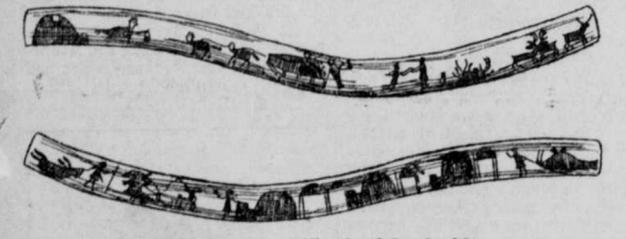
Die Siegesallee im Berliner Tiergarten hat eine weitere Gruppe erhalten. Dieselbe stellt den Kaiser Karl IV., den einstuigen Befehlshaber der Mark Brandenburg (1373 bis 1378), dar. Ihren Platz hat sie auf der Westseite der Straße neben dem von Brütt stammenden, künstlerisch meisterhaften Standbilde Otto's des Faulen gefunden, des letzten der drei wittelsbacher Regenten, der, seiner Würde müde, das Land gegen ein Jahresgehalt dem Kaiser Karl für dessen minorennen Sohn Wenzel abtrat und damit die Mark nach traurigen Zeiten wenigstens für einige Jahre wieder in die Hände eines,



wenn auch vornehmlich im eigenen Interesse, verhältnißig blühenden und sorgenden Fürsten gelangen ließ. Dem in hohem Relief gehaltenen gothischen Platonament, das den oberen Rand des Sockels dieser Statue umsummt, entspricht ein flacherer Fries, der unterhalb des Abchlusses der umrahmenden Front hinläuft. Hier fügen sich vor rückwärts abgefragten quadratischen Pfeilern die als gothische Säulenbündel mit reichem Blattwerkcapitel behandelten, auf figurlich geblühten Sockel ruhenden Postamente der beiden Büsten ein, die der Figur des Kaisers zugefügt sind und die den markgräflichen Hofmeister Klaus v. Bismarck und den Erzbischof Dietrich Bortih von Magdeburg darstellen.

Die Arbeit unterscheidet sich insofern vom Stein, daß sie simuliert aber keine nachtheilige Reaktion nach sich zieht.

Gehaltvoll und doch leicht zu schreiben, stets klar und doch nie leicht zu schreiben. Gewicht mit Schalkheit zu verbinden — Von Taufend wird es Einer finden.



Landzeichnungen der Eskimos auf Knochenstäben.

von drei Hütten, ein von Hunden gezogener Schlitten, auf welchem der Reisende die Geißel schwingt, während ihm der an der Hütte stehende Mann nachzurufen scheint. Die beiden Jäger, welche ein erlegtes Walfrosch, sowie einen toten Bären herbeischleppen, haben sich sehr mit der Last abzumühen, was aus ihrer schrägen Stellung hervorgeht. Daß diese Leute keine Kopfbedeckung tragen, ist aus den sonderbar wiedergegebenen Haaren ersichtlich, die gleich denen der Hundeschwänze wie Federn abstecken. Auch ein Rinnbar, sowie eine Nase sind primitiv angedeutet. Aus der gesammten zeichnerischen Darstellung geht Handlung hervor. Es zeigt demnach dieser Knochenstab von einer scharfen Beobachtungsgabe dieser Naturmenschen.

Die Ausgrabungen zu Karthago.

Von R. Petri.

Es ist noch nicht lange her, daß man annahm, die Römer hätten Karthago so gründlich zerstört und alles, was irgend welchen Werth besaß, nach ihrer Heimath geschleppt, daß man es fast für überflüssig hielt, weitere Nachgrabungen auf dem Boden der alten punischen Hauptstadt zu machen, die doch keine Erfolge versprochen.

Durch die Okkupation von Tunis war es eine Ehrenpflicht der Franzosen, sich davon zu überzeugen, ob nicht doch der eine oder andere werthvolle Schatz, der im Erdboden verborgen, zu heben wäre. In der That haben die Forschungen des französischen Archäologen M. Gaudier Resultate gezeigt, die alle Erwartungen übertrafen. Er zog bei den Eisernen parallel dem Meere und an einem Abhang einen Graben, der alle Schichten der ehemaligen Stadt Karthago bis auf den unberührten Erdboden durchschneidet, denn diese Gegend war eine der wichtigsten, was jeherzeit bebaut worden und zeigt die Spuren der aufeinanderfolgenden Civilisation, wie übereinander liegende Ablagerungen, die stellenweise 7 bis 8 Meter Tiefe erreichen, beweisen. Zuerst traf man auf Trümmer, die der Flug an die Oberfläche zu bringen pflegt; Münzen, Lampen, Scherben von Topferwaaren, bei 1,50 Meter Tiefe traf er byzantinische Gräber, darunter ein römisches Haus



Figur 2: Ceres Africana.